

KUNST CHRONIK

MONATSSCHRIFT FÜR KUNSTWISSENSCHAFT
MUSEUMSWESEN UND DENKMALPFLEGE

60. JAHRGANG Dezember 2007 HEFT 12

HERAUSGEGEBEN VOM ZENTRALINSTITUT FÜR KUNSTGESCHICHTE IN MÜNCHEN
MITTEILUNGSBLATT DES VERBANDES DEUTSCHER KUNSTHISTORIKER E.V.
VERLAG HANS CARL, NÜRNBERG

Tagungen

Baugeschichte und Architekturlehre

Tagung, RWTH Aachen, Lehrstuhl für Baugeschichte und Denkmalpflege, 1.-4. November 2006

Die Architekturausbildung an deutschen Hochschulen ist seit etwa 10 Jahren in heftiger Unruhe. Gewiß beansprucht der sog. Bologna-Prozeß allenthalben die Kräfte durch dauernde Evaluationen und Mittelbeschaffung. Doch in der Architektur als technischer wie auch künstlerischer Disziplin kommen deutliche Veränderungen in der Berufspraxis hinzu, ferner ein Mißverhältnis zwischen Absolventen und Arbeitsplätzen, das die Politik auf deutlichen »Kapazitätsabbau« dringen läßt. Ein Gutachten des Wissenschaftsrates hatte nach einer Evaluation der Architektur fakultät der TU Darmstadt 2004 empfohlen, die Lehre praxisnäher auszurichten und die Forschung zu stärken und zu profilieren. »Sollte dies nicht möglich sein, so sollte die Schließung des Fachbereichs Architektur erfolgen« (*Stellungnahme zum Ausbau der Technischen Universität Darmstadt und der Fachhochschule*

Darmstadt, Drs. 6094/04, S. 96, URL: <http://www.wissenschaftsrat.de/texte/6094-04.pdf>, 16.2.07).

So findet sich die Architekturausbildung in der Defensive, und besonders die Baugeschichte als theoretisches Fach. Auch der Call for Papers der Aachener Tagung beklagte eine Theorieferne in der heutigen Architekturlehre, die die Stellung der Baugeschichte in der aktuellen Umstellung auf Bachelor- und Master-Studiengänge gefährde. Dagegen setzte sich die Tagung zum Ziel, die Bandbreite des Faches Baugeschichte mit seinen verschiedenen Ansätzen und Methoden darzustellen, seine Relevanz für das Architekturstudium zu klären sowie Wege zu finden, wie die Situation der Baugeschichtslehrstühle an den Fakultäten verbessert werden könne. Zum abgerundeten Programm gehörten Vorträge in drei Sektionen (»Inhalte und Ziele der Baugeschichte«,

»Lehre und Forschung«, »Entwerfen im Bestand«) mit entsprechenden Arbeitsgruppen und eine Exkursion.

Leider hatte man den Referentenkreis auf Universitäten beschränkt, obwohl an Kunstakademien – zwei liegen im aktuellen CHE-Ranking an der Spitze – und Fachhochschulen selbstverständlich Baugeschichte gelehrt wird. Letztere haben um die Hälfte mehr Architekturabsolventen, ihre Studienanfängerzahlen sinken deutlich geringer als die der Universitäten. Zwar liegt der Tätigkeitsschwerpunkt der Fachhochschulen auf der Lehre, und noch haben sie kein Promotionsrecht, doch wird auch hier geforscht, zunehmend werden FH-Dozenten der Baugeschichte in DFG-Projekte eingebunden und für eigene Forschungen freigestellt. In der Umstellung auf Bachelor- und Master-Studiengänge sind die Fachhochschulen den Universitäten oft voraus, und auch für die Frage, was denn der Architekturstudent in der Baugeschichte für seine alltägliche Berufstätigkeit lernt, hätten Baugeschichtler an Fachhochschulen wertvolle Gesprächspartner sein können. Zum anderen hatten namhafte Referenten abgesagt.

Von den 22 Referenten auf dem Podium kamen die meisten aus der Architektur, sechs aus der Kunstgeschichte und drei aus der Klassischen Archäologie. Ein solches Abzählen ist für das Selbstverständnis des Faches Baugeschichte aufschlußreich. Alle Beschreibungen von Lehrinhalten betonten die objektivierbaren, sozusagen meßbaren Anteile der Architekturanalyse. In den Vorträgen waren es besonders Architekten, die Mut zur Deutung, zur »Sinnkunde« (Jan Pieper) zeigten, in auffälligem Gegensatz zu den Geisteswissenschaftlern. Und von der ästhetischen, künstlerischen Dimension in der Architektur war weder in den Vorträgen noch in den Diskussionen die Rede. Diese Beschränkung der Baugeschichte auf das Sachliche kann als nicht hinterfragter Konsens der Tagung gelten. Das war bereits in dem Abendvortrag von Jan Pieper (RWTH Aachen) spürbar. Er stellte die neuesten Forschungen seines Lehrstuhls zur Villa Imperiale bei Pésaro vor. Um 1530 ergänzte Girolamo Genga die Villa des Alessandro Sforza († 1473) für Francesco Maria della Rovere, Herzog von Urbino, um einen modernen Komplex. Bei der Untersuchung dieser Anlage aus zwei Höfen, Terrasse und

Garten wurde festgestellt, daß Genga mittels Turmerhöhung und Zinnenbekrönungen die Sforza-Villa als altertümlich kennzeichnete und von seinen Neubauten in den aktuellen Formen des römischen Manierismus absetzte.

Die Nutzung wirft Fragen auf: Aufgrund der Abnutzungsspuren der Terrakottafliesen vermutet Pieper, daß zu keiner Zeit in den als Schlafzimmer geeigneten Innenräumen der Rovere-Villa ein Bett gestanden hat. Schon Genga hat gar nicht erst versucht, das begehbare Dach des obersten Belvedere regendicht anzulegen, vielmehr in einem darunter versteckten Zwischengeschloß ein konventionell gedecktes Satteldach eingezo-gen. Die gewölbten Innenraumdecken sind sämtlich in Leichtbau mit Holz als Putzträger für die Fresken ausgeführt. Besonderes Augenmerk schenkte das Aachener Team der »manieristischen« Wegeführung und der technisch anspruchsvollen Wasserversorgung: Ein ausgeklügeltes System aus Zisterne und Pumpen bediente die Küche und die Wasserspiele in den Gärten, vielleicht die frühesten Wasserscherze Italiens. Die Publikation des Pésaro-Projekts soll »Sachkunde und Sinnkunde« verbinden.

Schautafeln erläuterten den Aachener Bachelor-Studiengang Architektur. Die Baugeschichtsvorlesung lehrt über vier (!) Semester an exemplarischen Gebäuden eine historische Typologie, vom einfachen, anonymen Wohnbau zu den baukünstlerischen Höchstleistungen. Dabei sind 8 »Credit Points« zu erwerben, jeder »Kurs« zählt also doppelt so viel wie die weiteren Pflichtkurse zur Architektur der Moderne, zur Architekturtheorie und zur Denkmalpflege (je 1 CP), ferner die ebenfalls viersemestrige Vorlesung Kunstgeschichte (4 Credit Points). Damit bildet Aachen sicher die Spitze, was die quantitative Verankerung der historischen Fächer im Lehrplan angeht. In Umfang und Lehrstoff versteht sich die Aachener Baugeschichte als »zyklopädisch« im Sinne Vitruvs, *De architectura* I,1,12.

Inhalte und Ziele der Baugeschichte. Von den Zielen der Baugeschichtslehre sprach Joachim Ganzert (Univ. Hannover). Den Glaspavillon von Bruno Taut interpretierte er im Sinne von »Wahrnehmungs- und Weltblickkonditionierung« als Abwendung von der konventionellen »Bauchnabelperspektive« des cartesianischen Raumes vor Einstein. Unter Berufung

auf Vitruv, der die vielzitierten Kategorien *firmitas*, *utilitas*, *venustas* nur beiläufig nennt, zu den Grundbegriffen der Architektur aber *decorum* zählt, kritisierte er die geistige Armut in der Auffassung vom Sinn des Bauens, wie sie bei heutigen Architekten oft anzutreffen sei. Mit einem Wort Romano Guardinis, das Mies van der Rohe fast wörtlich übernahm: »Ziel ist nicht, ein ganz Neues, sondern ein neues Ganzes zu schaffen«.

Unter dem Titel »Architektur und Erinnerung – Anmerkungen zur Bedeutung der Baugeschichte für die Architekturausbildung« führte Stefan Breitling (TU Berlin) in den Kern des Tagungsthemas. In der Lehre vermittele die Baugeschichte 1. historisches Faktenwissen, das die führende Stellung des Architekten im Bauprozeß stützt, 2. Kenntnisse der Zeitgebundenheit aller Architektur, 3. verschiedene Architekturkonzepte und »Wertmaßstäbe«, 4. »Respekt vor dem Werk anderer« und in aktiver Bauforschung Teilhabe an einer Kulturleistung der Gegenwart, 5. Methoden zur Kontextanalyse anstehender Entwurfsprojekte, 6. »die Voraussetzungen für problembewußte und zielorientierte Lösungen besonders bei Baumaßnahmen im Bestand«. Wieder kam die ästhetische Analyse der Gestaltungsmittel nicht zur Sprache, an der die Architekturstudenten nach aller Erfahrung sehr interessiert sind, weil sie – in Akkreditierungsprosa gesprochen – anwendungsorientierte Kenntnisse für die Entwurfspraxis liefert.

Für Hans-Georg Lippert (TU Dresden) geht die Baugeschichte über eine »Hilfswissenschaft der Entwurfslehre« hinaus. Neben die Untersuchung der Bausubstanz in der Tradition eines Wilhelm Dörpfeld stellte er den geisteswissenschaftlichen Kontext im Sinne Walter Benjamins. Das Streben nach Immaterialität in der Architektur der klassischen Moderne sei ohne Reflexionen über die »technische Reproduzierbarkeit« nicht zu verstehen – er sprach aus, daß es Kunstwerke sind, mit denen sich Baugeschichte beschäftigt. Unter Hinweis auf die Retuschen, die Gropius auf

vielen Fotografien seiner Bauten vornehmen ließ, und die Rolle der Architektur im Film plädierte Lippert dafür, die auch in Dresden betriebene Archäologie der Bauten um eine »Archäologie der Bilderwelt« zu ergänzen. Über die dreisemestrige Überblicksvorlesung im Bachelor-Studiengang hinausgehend könne eine Analyse der (massen-)medialen Vermittlungsstrategien von Architektur »ein anspruchsvolles geisteswissenschaftliches Angebot für Masterstudiengänge im Bereich Architektur« sein.

Als Vertreter von Klassischer Archäologie, Kunstgeschichte sowie »Geschichte und Theorie der Architektur« stellten Franziska Lang, Meinrad von Engelberg und Roland May gemeinsam die historischen Grundlagen im Bachelor-Studiengang Architektur der TU Darmstadt vor. Nach der genannten Evaluation 2004, bei der die TUD stellvertretend für andere Fachbereiche zu stehen schien, war man auf die Reaktion gespannt. Die Darmstädter Architekten begreifen die Bachelor-Umstellung als Chance, das sog. »Darmstädter Modell« fortzuschreiben, das die bildnerischen und historischen Grundlagen auf breiter Basis in die Architekturausbildung integriert. Nun durchlaufen alle Studenten ein zweisemestriges echtes »Propädeutikum«, das Lehranteile aller drei Fächer gleichberechtigt enthält. Im ersten Semester überwiegen die rezeptiven, im zweiten die aktivierenden Anteile mit Gelegenheit zu einer Bauaufnahme. In den Folge semestern findet in den »Epochenmodulen« eine Spezialisierung statt, wobei die Kunst der Antike »schwerpunktmäßig« von der Klassischen Archäologie, die des Mittelalters bis zur Neuzeit von der Kunstgeschichte und die Moderne von »Geschichte und Theorie der Architektur« betreut wird. Die historischen Grundlagen werden selbst innerhalb der Fakultät immer wieder in Frage gestellt, andererseits wünschen Entwurfsprofessoren, die Baugeschichte möge theoretische Kenntnisse z. B. historischer Bautypologie oder Wertmaßstäbe vermitteln. In der Diskussion wurde die

besondere Chance der Baugeschichte herausgestellt, sich intern als forschende Disziplin zu profilieren, wenn die Politik nach den Forschungsleistungen der Architektur an der Universität fragt.

Gegenwind aus der Fakultät, der das Fach beinahe weggeschoben hätte, begegnete besonders in Dieter Kimpels (Univ. Stuttgart) persönlich gefärbtem Bericht über die Situation der Baugeschichte, wie er sie bei seinen Anfängen in Stuttgart vorfand.

Lehre und Forschung. Daniela Spiegel und Jürgen Giese (TU Berlin) stellten das Masterstudium Denkmalpflege am Fachgebiet »Historische Bauforschung« der TU Berlin vor. Konnte man bei den anderen Referaten mitunter den Eindruck gewinnen, die Baugeschichte bilde Baugeschichtler aus, ist dieser M.A. ausdrücklich an künftige Denkmalpfleger adressiert. Immerhin 2/3 der Absolventen von Seiten der Architektur arbeiten anschließend in einem auf Denkmalpflege oder Bauen im Bestand spezialisierten Büro.

Manfred Schuller (TU München) gab Einblicke in die Planungen des Bachelor-Studienganges an seiner Fakultät und einzelne nicht konsekutiv zum eigenen Bachelor konzipierte Master-Studiengänge wie Städtebau oder Klima-Design. Seine Definition des Faches Baugeschichte (die erste auf der Tagung zu hörende): eine breit angesetzte, auch bautechnisch interessierte Geschichte des Bauens, die Funktionsbauten wie Brücken oder simple, anonyme Bauernhäuser einbezieht.

Vielleicht noch stärker als der Legitimationsdruck auf die konventionelle Baugeschichte ist der auf das von Erich Lehner an der TU Wien gelehrte Fach »Außereuropäische Baukunst (Architecture of non-Western traditions) und Elementare Bauformen (Vernacular architecture)«. Lehnerts im Wortsinn begeisternder Vortrag kritisierte die »erbärmliche Hilflosigkeit der Uniformität« im zeitgenössischen Städtebau der Mega-Metropolen in aller Welt. Fehle es an der Sorge für die kulturelle Identität, fehle es an der Kultur selbst. Als Ziele

seiner Lehre nannte er, im kulturellen Vergleich bei Architekten den Blick für Qualität zu schulen und einen Input für die kreative Arbeit zu geben.

Am Beispiel der in Holzmodellen dokumentierten Erforschung der zerstörten Synagogen in Deutschland stellte Gunnar Schulz Forschung und Lehre am Fachgebiet Baugeschichte der TU Braunschweig vor. In der anschließenden Diskussion blitzten zur Frage, wie und mit welchen Zielen die verschiedenen historischen Disziplinen Bauformen interpretieren, nur kurz die gegensätzlichen Positionen auf: die am Einzelobjekt als Ergebnis einer architektonischen Aufgabenstellung interessierte, vornehmlich technisch arbeitende Bauforschung versus eine den kulturellen Kontext einbeziehende und an geisteswissenschaftlichen Fragestellungen interessierte Kunstgeschichte. Über das Interesse vieler Architekten am Raum – wenn auch der »spatial turn« als jüngster Ruf nach einem Paradigmenwechsel in Aachen nicht zu hören war – wird also künftig vielleicht mancher zu den künstlerischen Gegenständen der Baugeschichte zurückfinden.

Marina Döring (TU Wien) stellte eine Diagnose des Berufsbildes an den Beginn ihres Vortrages. Obwohl der Künstler-Architekt nur *eine* Möglichkeit der Spezialisierung sei, allerdings die an der Spitzenposition, blieben Öffentlichkeit und Ausbildung nach wie vor auf den »Halbgott in Schwarz« fixiert. Auf den Wandel im Prozeß des Wissenserwerbs müsse die Baugeschichte als Disziplin mit einem neuen, Bezüge zum Heute herstellenden Umgang mit den Monumenten reagieren.

Entwerfen im Bestand. Johannes Cramer (TU Berlin) schilderte den viersemestrigen Master-Studiengang »Architektur im Bestand«. Selbst diese Spezialisierung richtet sich angesichts eines Anteils von 3 %, den eingetragene Denkmäler am gesamten Baubestand ausmachen, an Architekten, nicht an Denkmalpfleger. Gegenüber den 7 Credit Points im Bachelor-Studiengang vergibt die Baugeschichte hier 6

CP. Einen solchen Studiengang gebe es sonst nur an der BTU Cottbus sowie an verschiedenen Fachhochschulen. Eine leicht abweichende Gewichtung im Master »Altbauinstandsetzung« der TH Karlsruhe mit Präsenzphase und berufsbegleitendem Fernstudium stellte Anette Busse vor. An ihrem Beispiel, einem Verwaltungsbau der 60er Jahre in Dresden, entzündete sich eine kurze Diskussion über Gegenstand und Aufgabe der Baugeschichte: Pieper kritisierte die innenliegenden, tageslichtarmen Flure und vertrat eine wertende, auf Qualität verpflichtete Baugeschichte, wogegen die Mehrheit bei einer wertneutralen deskriptiven Auffassung blieb. Simone Hain (TU Graz) deutete an jenem Dresdener Beispiel das trapezoide Treppenhaus als Statement gegen die Diktatur des rechten Winkels, was eben auch gesellschaftliche Realität im Gebäude abbildete.

An der Professur für Architektur und Konstruktion der ETH Zürich wird seit Jahren das Verhältnis von Konzeption und Konstruktion anhand der Unterscheidung zwischen Massiv- und Filigranbauweise untersucht, was Cordula Seger und Sascha Roesler als »vergleichende Bauforschung« vorstellten. Weniger die versprochene »architektursoziologische Analyse« als einen Vorher-Nachher-Vergleich bot Georg Traska (Österr. Akademie der Wissenschaften), der anhand des Umbaus der Alten Aula der Universität Wien auch vorführte, wie stark zur Verfügung gestelltes Wettbewerbsmaterial die Gestalt der eingereichten Beiträge präjudizieren kann.

Mark Escherich (Univ. Weimar) präsentierte die Lehre am demnächst umgestalteten Weimarer Fachgebiet Baudenkmalpflege, wo jedes Semester ca. 15-20 Studenten einen Entwurf zeichnen. Der vorgeführte Umbau der Klosterkirchenruine St. Wigbert in Göllingen (Thüringen) illustrierte sein Plädoyer für einen »unbefangenen« Umgang mit neuen ökonomischen Realitäten im Umfeld des Baudenkmal. Dieser war das Thema zweier Projekte zu Hoyerswerda und zu Dorfkirchen im West-

havelland, die Simone Hain unter dem Titel »Baugeschichte als Basiskompetenz für Architekten in Schrumpfungskontexten« vorstellte. Weitgehende Umnutzungspläne reduzierten sich in der sozialen und administrativen Realität auf wenig mehr als Kommunikationsdesign, was Hains Empfehlung nur sympathischer machte, der Architekt solle sich vom »Bescheid-Wisser« zum Moderator wandeln. Dem Inspirationspotential des Kontextes für einen Neubau widmete sich Bruno Schindler (RWTH Aachen) mit einem Entwurf für Nauen bei Berlin. Abschließend legte Mirko Baum (RWTH Aachen) am Beispiel seines Dachtragwerks der Kartäuserkirche in Aachen, das historische Anregungen aufgreift, dem Plenum eine offensive denkmalpflegerische Einstellung und eine offensive Auffassung von Baugeschichte nahe.

Auf einer Exkursion zu umgenutzten Kirchen sah man zwei außergewöhnliche Verwendungen. Die leerstehende neugotische Kirche St. Josef in Aachen ist zu einem Urnenfriedhof umgebaut. Unter den Gurtbögen der Seitenschiffe bilden aufgereichte Stelen aus feinem Beton in kubischen Formen, die von Le Corbusier inspiriert scheinen, kapellenartige Räume, weitere Stelen konzentrieren sich unter der Westempore. Ihre »Fächer« enthalten polierte Natursteinwürfel mit den Namen der Verstorbenen, die die Urnen aufnehmen. Im Mittelschiff deutet ein unter dem Gewölbe schwebender stilisierter Schiffsrumpf aus hellen Stoffbahnen Reismetaphorik an, unterstützt durch einen Wasserlauf im Boden. Er folgt einem Gefälle und versickert vor dem in die Vierung gerückten Taufbecken (dies widerspricht allerdings der christlichen Symbolik des lebenspendenden Wassers). Analogien zur vielzitierten Grabeskirche in Jerusalem sind vermieden, jedoch in der URL gegenwärtig (<http://www.grabeskirche-aachen.de>). So entsteht eine Art vergrößertes, mit dem Sinn eines Gotteshauses vereinbares Columbarium. (Das Geschäftsmodell funktioniert wie ein konventioneller Friedhof: mehrere Ausbaustufen sind vorgesehen, Urnenplätze werden auf 20 Jahre verpachtet, von den 900 vorgesehenen Plätzen sind bereits 354 vergeben, ab 150 ist die Grabkirche wirtschaftlich tragfähig.)

Größer könnte der Gegensatz kaum sein zu einer eher makabren Umnutzung in Maastricht: Die 1438 gegründete Niederlassung der Kreuzherrenbrüder in Maastricht wurde in der Französischen Revolution profaniert, doch Kirche und Kloster in spätgotischen Formen blieben recht gut erhalten. Seit 2000 gehört das Baudenkmal einem Hotelier, der es sanierte und zu einem Hotel machte. Im Konventgebäude sind die

Gästezimmer, in der Kirche Rezeption, Lobby und Bar untergebracht. Ein bronzenener Trichter als Portalgewände posaunt nach außen die Botschaft, daß die Kirche einige Überraschungen bietet: nicht zuletzt eine Empore im Seitenschiff und ein Haus-im-Haus, das den Innenraum fast füllt. Es enthält diskrete »Board-Rooms«, auf seiner Terrasse sitzt man auf Fensterhöhe gleich unter dem schönen Rippengewölbe. Zum Chor sind Weinregale und Bar – etwa an der Altarstelle – plaziert, das Synthronon in der Apsisrundung ist bis zu den Fenstern hinauf knallrot gepolstert, ebenso die Stühle an den Tischen davor. Solche Nonchalance gegenüber Fragen des *decorum* und die massiven ästhetischen Eingriffe besonders durch das Haus-im-Haus sind wohl nur vor dem Hintergrund der säkularisierten calvinistischen Tradition des Kirchenbaus erklärlich. Das »Kruisherhotel Maastricht« scheint mit diesen gestalterischen und geschmacklichen Kollisionen für viele Gäste durchaus attraktiv zu sein.

Die drei Arbeitsgruppen boten eine rege genutzte Möglichkeit zur Diskussion in kleinem Kreis. Aus den Ergebnissen wurde eine Art Protokoll erarbeitet, das als Argumentationshilfe an den einzelnen Hochschulen gedacht ist. Es verbindet grundsätzliche Überlegungen zu Wesen und Aufgabe des Faches mit konkreten Empfehlungen zu seiner Ausstattung in der Hochschule und stellt die Baugeschichte als die Disziplin heraus, die der Architekturausbildung die Qualität der Wissenschaftlichkeit verleiht. In der Auffassung, Baugeschichte diene zuallererst »der allgemeinbildenden Horizonterweiterung«, klingt Humboldt an. Die folgenden Bemerkungen über die Vernetzung verschiedener Wissensbereiche, das Element der Reflexion, das Sensorium der Historizität sowie der Schulung analytischen und konzeptionellen Denkens führen auf den Boden der Bologna-Realität und begründen die Forderung, die Baugeschichte »als eine der zentralen W-3-Professuren mit Sach- und Personalmitteln« auszustatten. Der Gebrauch des Begriffs »Grundlagenforschung« in diesem Zusammenhang wäre allerdings zu differenzieren; aus der Funktion der Baugeschichte als Grundlagenfach in der Architekturausbildung kann nicht geschlossen werden, daß jede bauhistorische Forschung umstandslos eine Grundlagenforschung darstellt.

Angesichts des Schwunds der klassischen Künstler-Architekten und der Zunahme des Bauens im Bestand und mit Blick auf die Möglichkeit, nach dem Bachelor-Abschluß das Studienfach zu wechseln, wird gefordert, gleichberechtigt neben einen sozusagen »großen Entwurf« eine baugeschichtlich-theoretische Vertiefung zur Wahl zu stellen. Im üblicherweise sechssemestrigen Bachelor-Studium solle die Baugeschichte in drei, besser vier Semestern vertreten sein. Auch für den konsekutiven Master-Studienplan wird eine bauhistorische Studienarbeit vorgeschlagen. Einen Überblick über die verschiedenen Bachelor- und Master-Modelle mit Modulen und Credit-Points bietet das Protokoll nicht, damit die Tagung abbildend, er ist jedoch in Aachen in Arbeit.

Als Gegenstand der Baugeschichte wird »das gesamte Baugeschehen, ohne Hierarchisierung der Bauaufgaben oder Epochen« genannt. An dieser Stelle wäre auch von den Wertmaßstäben zu reden, die das Fach entwickelt hat, um überhaupt erst eine Geschichte der Architektur schreiben zu können. Diese begründete Wertung spricht das Protokoll im Zusammenhang mit der Grundlagenermittlung für den Entwurf im Bestand an und nennt sie »Bindungsplan« (Johannes Cramer, Dorothee Sack).

Die Tagung bot einen guten Überblick über das Fach Baugeschichte an Universitäten, wobei die zufälligen personellen und damit methodischen Fehlstellen vielleicht auch eine Tendenz wiedergeben. Es mag an der Defensivsituation liegen, die den Blick auf Gemeinsamkeiten lenkt, daß unterschiedliche Ansätze nicht diskutiert wurden und eine Reflexion der Begriffe *Baugeschichte* versus *Architekturgeschichte* ebenso vermieden wurde wie die der Begriffe *Forschung* und *Wissenschaft*. Manchmal ist es jedoch hilfreich, scheinbar Selbstverständliches auszusprechen. So changierte die Aachener Tagung zwischen einer *ad-hoc*-Versammlung zwecks Argumentationshilfen innerhalb einer Interessengruppe und einer

eher theoretischen Bestandsaufnahme einer Hochschuldisziplin mit mehr oder weniger offener Begegnung der Ansätze. Sie führte vor, wie der vielbeklagten Theorieferne innerhalb

der Architektur mit eigenen, ansprechenden Angeboten begegnet und eine ebenso vielgewünschte Offensive angestoßen werden kann.

Marcus Frings

Immo vivo: Laokoon in Literatur und Kunst

Interdisziplinäre Tagung an der Universität Bonn, 30. November bis 2. Dezember 2006

Am 14. Januar 1506 wurde in Rom die Laokoon-Gruppe wiederentdeckt und mit dem frühkaiserzeitlichen Meisterwerk identifiziert, das bereits Plinius d. Ä. über alle Maßen lobt und den rhodischen Bildhauern Hagesandros, Polydoros und Athenodoros zuschreibt. Am 23. März 1506 erwarb Papst Julius II. das Stück, um »beständig an die dargestellte Begebenheit erinnert« zu werden: den gewaltsamen Tod des troianischen Priesters und seiner Söhne durch gottgesandte Schlangen – ein Wunderzeichen, das den Untergang Troias vorwegnimmt und damit zum römischen Ursprungsmythos gehört, wie ihn Vergil in der *Aeneis* erzählt. Die Gruppe gehört zu den zentralen Skulpturen des Statuenhofs im Belvedere. Dem 500. Jahrestag ihrer Auffindung begegneten die Wissenschaft und die Medien mit viel Aufmerksamkeit. Die Lessing-Stadt Kamenz veranstaltete ein Laokoon-Fest, anlässlich dessen im Stroemfeld-Verlag eine Anthologie mit Text- und Bildzeugnissen aus einem halben Jahrtausend Rezeptionsgeschichte erschienen ist (*Marmor in Bewegung*, Frankfurt am Main 2006). Die Vatikanischen Museen widmeten dem Fund und seiner Rezeption in den Künsten eine opulente Ausstellung, die neben hochrangigen Exponaten v. a. des 16. Jh.s auch Werke der Moderne zeigte. Am Ende des Jubiläumsjahrs stand eine altphilologisch dominierte, mit interdisziplinärer Umsicht angelegte Tagung in Bonn. Ausgangspunkt der von der Bonner Latinistin Dorothea Gall und ihrer Hamburger Kollegin Anja Wolkenhauer organisierten Veranstal-

tung war nicht die Skulptur (bzw. die mit ihr verbundenen Debatten), sondern der variantenreiche Mythos, die Fortschreibung der uralten Erzählung in Literatur und Kunst (vgl. *Abb. 1*). In ihrer luziden Einleitung beschwor Dorothea Gall die Macht der Philologie: Sie könne die »Schuld« erhellen, für die Laokoon bezahlen muß. Dem Schlangenvater als Manifestation des Göttlichen soll eine angemessen strafwürdige Verfehlung des Opfers entsprechen. Vordergründig läßt sich die Rekonstruktion der Quellen auf ethische und kausale Kohärenz hin als anachronistische Idealisierung und als Verkennung ihres Werkcharakters denunzieren. Doch auch da, wo sie nur ästhetisch zu beantworten ist, verweist die Frage nach dem »Warum« auf Kerneigenschaften der mythologischen Überlieferung: Vielfalt und Hybridität. Für Vergil ist Laokoon ein Gründungsoffer Roms, das auf die folgenreiche Flucht des Aeneas vorausdeutet. Laokoon warnt zu Recht vor dem hölzernen Pferd. Er muß sterben, damit Troia untergehen kann. Für andere antike Autoren, die einen älteren Strang der Überlieferung repräsentieren, hat der Priester Laokoon sexuelle Freveltaten begangen. Er wird durch den Tod der Söhne bestraft, die er nicht hätte zeugen sollen.

Laokoons Leiden bleibt anstößig, allerdings nicht weil es maßlos wäre und auch nicht aufgrund seiner fragwürdigen Begründung im Handlungszusammenhang. Entscheidend ist die virtuose Drastik, mit der Skulptur und Epos ein individuelles Schicksal vor Augen